

45 Jahre Forstgeschichte und Forstgeschichten

ein ganz persönlicher Rückblick

Rainer Maria Kreten im Frühjahr 2025

Der Beginn im Hunsrück

Am 3. September 1979 fing es an. „Melden Sie sich um 8.00 Uhr bei Forstamtman P. in Börfink.“, stand im Schreiben der Forstdirektion Trier. Mit leichtem Herzklopfen stand ich viertel vor acht an der Tür, ein etwas muffeliger Mensch in Kniebundhosen öffnete und, nachdem ich meinen Spruch aufgesagt hatte, meinte er, dass die doch wissen müssten, dass er gerade keine Zeit hat, am Bauen ist und keine Verwendung für mich hat. „Super Start“, dachte ich mir, aber er bat mich herein, setzte mich in das Wohnzimmer und verschwand zum Telefonieren. Nach einer Weile kam er zurück und schickte mich zu Forstamtman B. nach Damflos. Der würde mein neuer Chef werden. Kurze Zeit später in Damflos traf ich auf einen etwas überrumpelt wirkenden Förster, der auch nicht so recht wusste, was er so ad hoc mit mir anfangen sollte. „Lernen Sie erst mal das Revier kennen und kommen Sie morgen wieder.“, meinte er und gab mir eine für die Zeit sehr futuristisch anmutende Orthofotokarte und ein Büchlein, in dem die Reviergrenzen des Forstrevieres Thiergarten mit spitzer Tuschefeder gezeichnet waren. Zu Fuss das Revier umrunden, das war also meine erste Aufgabe. Ich traf auf eine wunderschöne Jagdhütte, den Fuchsbau und entschloss mich, dort zu übernachten. Nicht in der Hütte, die war ja verschlossen sondern im Auto. Das hatte Liegesitze und der Bundeswehr-Schlafsack war ja dabei. Es wurde die wohl gefühlt kälteste Nacht meines Lebens.

Der Fuchsbau war sowieso ein sehr spezieller Ort. Es stiessen dort nicht nur mehrere Reviere aneinander, sondern auch die damaligen Regierungsbezirke Trier und Koblenz. Gleich gegenüber, wo heute der Betonmast steht, gab es einen Stahlgitterturm und schmucklose Baracken in denen US-Techniker an geheimnisvoller Elektronik werkten. Wurde ein Hirsch erlegt, und gefühlt war das Hirsche jagen die dominierende Beschäftigung der dortigen Förster im September 1979, so traf man sich dort kurzfristig zu Trinkgelagen. „756“ war der Codename dafür auf der Funkwelle Forst, 756 war die Höhenangabe auf den alten topografischen Karten. Ich hatte die Weisung meines Chefs, bei „756“ dort zu erscheinen, mich artig vorzustellen und nach 15 Minuten wieder zu verschwinden. „Aus optischen Gründen“, hiess es.

Die Förster, die Hirsche und ich, das war ein Dreieck, das sich aber allen Regeln mathematischer Triangulation entzog. Hinterfragen war schwierig, denn die Antworten konnten nicht befriedigen. Nach zweieinhalb Jahren Leistungskursen in Biologie und Physik auf wissenschaftliches Fragen und Denken vorbereitet, das uns ja im Studium abverlangt würde, kamen nur sehr unwissenschaftliche Antworten. Dann kam Herr K., Referent an der Forstdirektion Trier und er hatte ein Gewehr dabei. Seine Antwort war

unerwartet klar und deutlich. „Wenn Sie damit nichts anzufangen wissen suchen Sie sich doch bitte einen anderen Beruf.“ So gehört am Hermeskeiler Weg, Abteilung 119b2. Mein Chef legte ein gutes Wort für mich ein und ich durfte bleiben, aber nicht im Revier Thiergarten, sondern in Hermeskeil am Forsttechnischen Stützpunkt, heute Kompetenzzentrum Waldtechnik Landesforsten, kurz KWL.

In Hermeskeil wehte ein ganz anderer Wind. Seit fast zehn Jahren schrieben die Landesforstverwaltungen in Deutschland rote Zahlen, arbeiteten unwirtschaftlich und eine Schraube an der gedreht werden konnte um das zu ändern war eine effizientere Holzernte. Mechanisierung und evidenzbasierte Arbeitsplanung waren das Credo. Der Leiter, Dr. K, orientierte sich sehr an skandinavischen Betrieben. Aus Schweden wurden komplette Teams samt ihrer Grossmaschinen nach Hermeskeil geholt, sie sollten ihr Wissen und ihre Technik demonstrieren, die Elch-Elite traf auf sehr konservativ eingestellte Forstleute und ja, nicht alles funktionierte so wie geplant. Forstwirtschaft in unserer Region ist viel kleinflächiger als in Schweden, wo einförmige Bestände schon mal ein paar hundert Hektar gross sein können. Hiebe vorbereiten, Gassen einmessen und möglichst reibungsloses Umsetzen der Systeme, das war Aufgabe von Willy Zimmermann, der scheinbar rund um die Uhr im Einsatz war.

Was wo zu passieren hatte, das stand im Forsteinrichtungswerk. Damals war das ganz viel grün-weiss gestreiftes Papier, zu dicken Wälzern gebunden. Wenige Grunddaten immer wieder anders sortiert und mit Zwischen- und Endsummen angereichert. Dazu gab es spezielle Karten auf der Basis von Luftbildern. Und alles gab es genau vier mal: Je ein Exemplar der Forsteinrichtung, der Forstdirektion, des Forstamtes und des Reviers. Der Plan für zehn Jahre und weil alles zehn Jahre halten musste, wurden Karten und Tabellenwerke mit Folien überzogen.

Auch über die zehn Jahre hinaus steckte eine extrem langfristige Denkart hinter der Forsteinrichtung. Unseren tollen Altbuchenbeständen am Diebskopf war bereits damals in den Forsteinrichtungswerken ihr Ende bestimmt. „Umwandlung von Buche geringer Leistung in Fichte hoher Leistung, Produktionszieltyp 501“ stand da. Weil aber das Absägen und Verkaufen von knorrigen Altbuchen ein hoch defizitäres Geschäft war, durften sie erst mal weiter wachsen und dürfen es jetzt auf unbestimmte Zeit.

Am Ende meines Dienstanfängerjahres erhielt ich meine erste dienstliche Beurteilung. Darin stand u.A. unter dem Punkt Besondere Leistungen und Interessen: „Maschinenkunde, Funk- und Radiotechnik“ und weiter „Bei guter geistiger Veranlagung für die Laufbahn geeignet. In den praktischen Dingen des Betriebsdienstes muss Kreten sich vervollkommen.“

Vermessen, Beschreiben und die Ergebnisse in Struktur bringen, das lag mir und später im Studium, sobald meine finanzielle Situation es zuließ 1000 Mark auf einen Schlag auszugeben, wurde ein Computer, ein Commodore VC20 angeschafft. Der Controller des einfachsten Kaffeeautomaten heute hat wohl mehr Rechenpower, aber es war ein

Quantensprung und die IT-Fachleute meines Alters werden mitunter auch als die Commodore-Generation bezeichnet.

Das Studium

Das erste Studienjahr an der Fachhochschule in Rottenburg war meist interessant, Grundlagen der Forstwirtschaft, Die Basics wie wir heute sagen. Mit dem Vordiplom in der Tasche, also nach zwei Jahren Ausbildung, wurden wir wieder ausgewildert. Als Forstinspektorenanwärter sollten wir ein Jahr lang das Gelernte in der Praxis umsetzen, schon mit weitgehender Verantwortung für unser Tun.

Mir wurde eine Anwärterstelle im Salmwald zwischen Daun und Gerolstein zugeteilt. Auf vulkanischen aber auch frischen, kalkbeeinflussten Standorten gab es viel zu sehen. Da aber Lehrjahre bekanntlich keine Herrenjahre sind, hatte ich zunächst mit acht Forstwirten den Schneebruch des letzten Winters aufzuarbeiten. Stämmchen der Stärkeklassen 1a und 1b wurden einzeln nummeriert und die Daten in Klarschriftbelege eingetragen. Diese Belege wurden in Mainz automatisch gelesen, daher mussten die Ziffern in Schönschrift mit einem Minenbleistift 0,7 mm samt Kontrollsummen exakt in Kästchen geschrieben werden. Wer es einmal gemacht hat, wird es nie wieder vergessen. Zum Ausgleich gab es Jagd Gelegenheit.

In der malerischen Eifel reifte in mir der Gedanke, dass ich diesen Beruf auf Dauer nicht ausüben wollte. Einfach in den Sack zu hauen war aber keine Alternative. Wir waren Boomer, einfach viel zu viele, um mal ebenso eine neue Ausbildungsstelle oder gar einen Studienplatz zu ergattern. Nicht zuletzt lebte es sich vom Anwärtergehalt von damals rund 900 Mark netto auch ganz gut. Was also tun?

Mit Anstand und Fleiss also das Anwärterjahr hinter mich bringen und wieder zur Fachhochschule pilgern. Die empfand ich nun gar nicht mehr so spannend, denn im zweiten Studienjahr lag der Schwerpunkt nicht mehr darauf, welche Prozesse in der Natur ablaufen und wie man sie sich als Förster zu Nutze macht, sondern es ging hauptsächlich um Verwaltungsdinge, Tarifrecht, Haushaltswesen, Recht, kurz Sachen, die nicht einen klaren Spassfaktor haben. Natürlich war mein Computer mit nach Rottenburg umgezogen und wurde mit forstlichen Daten gefüttert. Mit den Berechnungen zum Erweiterten Sortentarif in der Holzernte (EST) und auch mit Berechnungen zum Massenauf- und Abtrag beim Wegeneubau am Hang. Das lies aufhorchen, denn in den Forstverwaltungen wurden auch EDV-Leute gebraucht. Für die meisten Kommilitonen war ein Einsatz in der Datenverarbeitung der blanke Horror und den einen oder anderen lockte man mit dem Versprechen, das nur mal eben ein paar Jahre zu machen und dann würde das Traumrevier mit lebenslanger Jagd Gelegenheit auf Rotwild und schneller Beförderung winken. Mir musste man nicht auf diese Art winken, Staatsexamen und nach einer kurzen Nordschleife in das Forstamt Rennerod im Westerwald wurde ich im Frühjahr 1984 zur saarländischen Landesforstverwaltung versetzt.

Wieder heim ins Saarland

„Melden Sie sich am 2. April um 8.00 Uhr zum Dienstantritt und zur Einarbeitung in saarländische Verhältnisse bei Herrn Forstoberrat K. im Jagdschloss in Karlsbrunn.“ Das war ja schon mal so ähnlich formuliert und lief nicht ganz rund. K. hielt sich nicht mit vielen Vorreden auf. „Haben Sie keinen Hubschrauber? Ich brauche einen Hubschrauber.“ Minuten später war mir klar, ich war in einem jagdlichen Bordellbetrieb gelandet. Und das mit über 200-jähriger Tradition. Dicht gepflanzte und nie gepflegte Fichtendickungen wurden gerade von einem Borkenkäfer, dem Kupferstecher heimgesucht, die Befallsherde waren praktisch nur aus der Luft erkennbar. Ach ja, tägliches, also sieben Mal pro Woche Beschicken der Saukirrungen mit Mais gehörte zu meinen Aufgaben, ebenso die Präsenz des Nächtens und an Wochenenden. Immerhin, es gab ein freies Wochenende pro Monat. Und freies Wohnen in dem mir angewiesenen Forsthaus.

Ich habe das nicht allzu eng ausgelegt, einen Anrufbeantworter installiert und mit meinem aufkommenden Heuschnupfen, einer spezifischen Allergie gegen Waldbäume, gehadert. Den Hubschrauber konnte ich organisieren. Eine Militärübung mit Biwak stand an und im Gegenzug zur Erlaubnis, im Forsthaus Strom, Wasser und Telefon zu nutzen, bot man mir den Rundflug über das nur etwa 5000 ha grosse und kompakt liegende Forstamt an. In der Gewissheit, damit einen guten Einstand gegeben zu haben, fuhr ich zum Forstamt und holte mir meinen dienstlichen Tadel ab. Förster haben nur in der Zeit von 8.00 Uhr bis 10.00 Uhr vorzusprechen und „Hubschrauber, ich setze mich doch nicht in so ein Ding und nun verschwinden Sie!“

Immerhin, der Flug war spannend, auf der Revierkarte gab es einige eingekringelte Bestände und ich bekam Post vom Ministerium. Meine auf drei Monate angelegte Einarbeitung in saarländische Verhältnisse wurde vorzeitig wegen persönlicher Unbrauchbarkeit beendet.

Der Start in die EDV

Ein halbes Jahr nach meiner Versetzung konnte endlich die EDV-Ausbildung beginnen. Es war ein bundesweites Programm gegen den IT-Fachkräftemangel in der öffentlichen Verwaltung. In einem knappen Jahr berufsbegleitend wurden wir zum „EDV-Organisator und Anwendungsprogrammierer“. Eigentlich war es Vollzeit, denn die Tage ohne Lehrveranstaltungen brauchte man dringend um all die Scripte durchzuarbeiten. Viele Inhalte gelten heute wie damals. Und das Wort Organisator drückt gut aus, dass eine durchdachte und mit Ressourcen hinterlegte Organisationsstruktur viel entscheidender für den Erfolg ist als noch so geniales Programmieren.

Dann kam eine grosse Leere. Unleserliche oder unplausible Holzaufnahmebücher nacharbeiten ist nicht die grosse Erfüllung. Meine IT-Ausstattung bestand aus einer Schablone zum Zeichnen von Ablaufplänen. Die Frage nach einem Terminal brachte mir wiederum eine Rüge wegen überzogenem Anspruchsdenken ein. Aber in einem Einzelbüro mit Telefon und Schreibmaschine in zentraler Citylage kann man auch nützliche Dinge tun. Bei mir war es ehrenamtliche, administrative Tätigkeit für eine Einrichtung der Kulturpflege und der Kinder und Jugendhilfe.

Neue Zeit, neue Kollegen, neue Aufgaben

Es war das Jahr 1985, als das Saarland „rot“ wurde, Oskar Lafontaine wurde Ministerpräsident und durch die Ministerialflure wehte ein neuer Wind. Die alten Anzugträger wurden zumeist recht sozialverträglich in den Ruhestand oder auf unproblematische Stellen geschickt. Beliebt war z.B. der Talsperrenverband Nonnweiler. Es kamen neue Leute und die „Methode Oskar“ erinnerte ein bisschen an den Sportunterricht in der Schule. Oskar stellte seine Ministerriege auf und die Minister wählten sich aus internen aber vielfach auch externen Kräften ihre Abteilungsleiter. Die wiederum ... Das System ist klar. So kam dann 1986 Wilhelm Bode als Landesforstchef aus Hessen an die Saar, sein Tross folgte ihm. Bange Frage: „Was machen sie mit mir?“ Mein Referatsleiter, damals um die fünfzig und aktives CDU-Mitglied meinte in seinem typischen Humor, wir müssten jetzt erst mal durch die Entnazifizierung kommen und dann – aber damit hätten wir in Deutschland ja Erfahrung.

Wir kamen durch. Aus der beschaulichen Forstplanungsstelle wurde eine Anstalt mit eigenem Budget, Leiter wurde der Mathematiker Dr. Helmut Lohmann, in seinem früheren Leben Bodenkundler an der Uni Göttingen, davor Landmaschinenmechaniker. Ich wurde Teil des Teams. Und bald rollte auch ein VW-Transporter an. Am Steuer der sichtlich vergnügte Leiter des Landesrechenzentrums. Der Laderaum war randvoll mit PC-Hardware und feinsten Peripherie. „Frag nicht, lad' aus und bau auf!“, lautete die Direktive.

Es wurden so ziemlich alle Prozesse hinterfragt und auf den Kopf gestellt. Darüber hinaus wurden Forschungsgelder mobilisiert. Soviel Innovationskraft blieb nicht ohne Widerspruch der alten Riege und es gab wohl einige konspirative Treffen, wie man dem Spuk ein Ende machen könne. Wilhelm Bode indes führte ein eisernes Regime. Wer ihm widersprach wurde ohne mit der Wimper zu zucken zum Gegner erklärt und mit Sanktionen belegt. Und er wusste, wo es bei jedem Einzelnen am meisten schmerzte.

Es war eine bewegte Zeit, die im Saarland eine lange Epoche des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stillstandes ablöste und hohe Erwartungen ruhten auf Politik und Verwaltung.

Also mussten wir Erfolge vorweisen, schnell und plakativ. Für das Plakative hatten wir bei der Forstplanungsanstalt einen Farbplotter. Anrufe aus dem Ministerbüro hatten immer

Vorrang, das war auch ganz in Ordnung, wenn es gut lief wurde die Sache anschliessend in der Altstadt am Sankt-Johanner Markt bei einem Glas nachbesprochen.

Praktische Forstwirtschaft trifft auf Forschung

Schwerpunkt in diesen Jahren war die Forschung rund um Stoffflüsse in Waldökosystemen. Prof. Kubiniok von der Saar-Uni, Dr. Lohmann, Dr. Schneider, Dr. Lehnhausen, Dr. Schmidtke, Dr. Gerber, Dr. Kruchten, Cand. Heupel waren die zentralen Figuren. Die Ergebnisse indes beängstigend. 150 Jahre Schwerindustrie hatten ihre Spuren hinterlassen – und taten es immer noch. Das hiess, Kalk muss in den Wald, viel Kalk und vollflächig, sonst haben wir die Säureeinträge und das, was sie aus den Böden und Staubdepositionen herausgelöst haben, demnächst im Trinkwasser.

Die Gegenposition der forstlichen Führung war, dass man das alles mit naturgemässer Waldwirtschaft würde regeln können, mit sanften Mitteln sozusagen. Die Forstplanungsanstalt bekam einen Maulkorb, wurde direkt dem Staatssekretär unterstellt und diese Spezies sind die klassischen Vollstrecker politischer Vorgaben.

So wurde die Forstplanungsanstalt schliesslich aufgelöst, mein Chef zum Deutschen Forschungsinstitut für künstliche Intelligenz abgeordnet. Eine Internetsuche nach den Namen von damals bringt auch heute noch eine Flut an Veröffentlichungen zu Tage.

EDV neu denken, Förster wissen auch nicht alles.

Und es gab ja noch die ganz schnöden, einfachen Dinge zu tun. Laufende Verfahren wie die Holzaufnahmebücher und die Forsteinrichtung waren schon in die Jahre gekommen, aber sie liefen mit dem Charme eines alten VW Käfer. Viele Verfahren wurden migriert, d.h. die Software auf den Grossrechnern wurde nur soweit angepasst, dass sie auf PCs lauffähig war. Das Benutzererlebnis, wie es heute heisst, war oft holprig aber viel entscheidender war, dass Daten, die vorher nur als grün gestreiftes Papier in die Welt gelangten, nun digital am Arbeitsplatz zur Verfügung standen und beliebig ausgewertet werden konnten. Forstleute fragen, die Kiste antwortet. Ein Dialog. Aus der gemeinsamen Forsteinrichtung der beiden Bundesländer wurde Forsteinrichtung im Dialog, kurz FerDi. In Koblenz kümmerte sich um diese neue Art von EDV ein aufstrebender junger Forstmann des höheren Dienstes, Harald E. . Auf seinen Entwicklungen basierend setzten wir auf – und gerieten in eine Sackgasse.

Die damalige Forsteinrichtung war ein Werkzeug der klassischen schlagweisen Altersklassenwirtschaft. Je einfacher die Waldstrukturen umso treffsicherer die Modellierung. Im Saarland aber standen seit Jahren nun schon die Zeichen auf naturnaher Waldwirtschaft mit vielfältigen und kleinräumigen Strukturen. Die können mit einer permanenten Stichprobe wie unserer Nationalpark-PSI abgebildet werden, nicht aber mit

dem „Karo-einfach“ der Abteilungen und Waldorte. Konsequenz war, dass die Kooperation mit Rheinland-Pfalz beendet wurde und ein neues, innovatives Forsteinrichtungssystem wurde eingeführt.

Mittlerweile gab es andere Akteure im Saarland und die schafften es, eine Kreuzung beider Welten zu etablieren. Zum einen wurden die Flächen, wir reden heute von Befundeinheiten, immer kleiner. Bei der Gründung des Nationalparks waren es im saarländischen Teil mehr als 200 Einzelflächen auf knapp 1000 Hektar. In diesen Flächen wurden nicht-permanente Stichproben aufgenommen, in Abständen bis hinunter zu 25 Metern. Dazu neun Schichten, Verjüngungsansprache, Waldbiotopkartierung. Nach der Auswertung dieser Inventur gab es einen zweiten Begang, bei dem die Ergebnisse mit viel Erfahrungswissen und Einrichterblick an die offensichtlichen Gegebenheiten adaptiert wurden. Heute ist das Geschichte und die beiden Länder machen wieder gemeinsame Sache nach dem Stand der Technik. Oder?

1990 – the wind of change

Die neunziger Jahre begannen mit gleich mehreren Paukenschlägen. Der Zusammenbruch des Ostblocks und der Wiedervereinigung, den Stürmen Vivian und Wiebke und der ebenso stürmisch verlaufenden Neustrukturierung der Holzmärkte. Wieviel Holz liegt am Boden, wie bekommen wir das aufgearbeitet und wer zum Teufel soll diese Aufgabe bewältigen? Die Politik hatte grosse Antworten auf alle grossen Fragen, die saarländische Forstverwaltung wusste nicht so recht wo anfangen und die Forstplanungsanstalt bestellte ein Flugzeug. Sechzehn Tage nach dem Sturm flog die Fa. Hansa-Luftbild über die saarländischen Wälder, belichtete tausende Farbnegative im Format 34 x 34, Zentimeter wohlgemerkt. Die wurden zu gleich grossen Farbdias umkopiert und auf dem Leuchttisch planimetrierten die Kollegen los, übertrugen analog auf transparente Forstgrundkarten die Schadflächen. Bei Laubausbruch lagen die Ergebnisse vor. Zwischenzeitlich hatte eine Mischung aus verzweifelter Anstrengung und Aktionismus bereits Fuss gefasst. Forstunternehmer aus Skandinavien bis Bulgarien rückten an, mit Maschinen, deren Inkontinenz an Hydraulikflüssigkeiten oft grosszügig übersehen wurde. Glücksritter der Holzbranche versuchten ihren Start in die Marktwirtschaft zu vergolden und die Landeshaushaltsordnung... reden wir nicht mehr darüber. Der Landesforstchef verströmte öffentlich Selbstsicherheit und allumfassende Kompetenz. Ein Vermessungsverfahren für die Hölzer war schnell gefunden, indes kam kein Auftrag, die ausgefüllten Zettel auch wirklich zu verarbeiten. Das Flugzeug, die Ergebnisse der Befliegung, das hatte Ärger gegeben. Zu offensichtlich waren die Differenzen zwischen den Schätzungen erfahrener und ortskundiger Förster zu den Zahlen der Luftbildauswertung.

Bei der Forstplanungsanstalt stapelten sich die Belege und ich hatte meine Order, nichts damit zu tun, bevor nicht ein Auftrag zur Verarbeitung vorliegt. Aber auf Aufträge kann man sich ja vorbereiten. Schliesslich hatte ich die Werkzeuge dazu und einen guten Draht zum

Landesrechenzentrum. In einer Kneipe am St. Johanner Markt wurde das Verfahren aus der Taufe gehoben. Ich schrieb die Erfassungssoftware und mehrere Datentypistinnen (eine lange ausgestorbene Spezies, ihr Habitat nannte sich wegen der historischen Technik, Daten auf gestanzten Lochkarten zu speichern „Lochsaal“) tippten die Zettel mit den Daten der Holzpolter ein. Die Übertragung zur Forstplanungsanstalt erfolgte per FTP. „Fahrrad-Transport-Protokoll“ Mit einer Schachtel Disketten im Rucksack auf einem alten Hollandrad erledigte ich das auf die sportliche Art. An meinem Arbeitsplatz wurden am PC die Daten in das Datenformat der altbekannten Holzaufnahmebücher umgewandelt, plausibilisiert, hinterfragt und korrigiert und am Folgetag wieder per Diskette und Rad zum Grossrechner befördert. So vergingen Monate und am Ende mussten wir uns erst wieder an ein normales Leben als Computerföster gewöhnen. Wie sich das für uns alte, graue Männer so gehört, könnte ich natürlich trefflich mit meiner damaligen IT-Kompetenz prahlen. Aber es war ein Gemeinschaftsprojekt. Wir waren Computerfreaks, daneben gab es einen offiziellen Zirkel zwischen den Ministerien und dieser Austausch hat Vieles möglich gemacht.

Forstreformen

Organisationsreformen blieben uns Allen nicht erspart. Bis Anfang der 1970er Jahre brachten die Forstverwaltungen Geld in die Staatssäckel und zu den Kämmerern der Kommunen. Als sich das umdrehte, musste gespart werden und das tut meistens irgendwie weh. Um für diesen Schmerz nicht verantwortlich gemacht zu werden, bedient man sich gerne externer Consultingunternehmen. Die machen sich dann wochenlang breit, analysieren und am Ende passt das Ergebnis auf drei Karteikarten. 1. Wirf so viele Leute raus wie möglich und verteile die Arbeit auf den Rest. 2. Investiere nur noch das Nötigste in Deine Infrastruktur. Und 3. Tue nichts mehr, wofür Du nicht unmittelbar bezahlt wirst. Diesem Schema folgten zwei Organisationsreformen im Saarland, die Dritte brachte eine wirkliche Neuerung: Die Gründung eines Landesbetriebes. Das war 1999, wieder ein Jahr mit Regierungswechsel. Danach wurden Stellen konsequenter nach politischer Kompetenz besetzt. Eine Ausnahme war unser Umweltminister Stefan Mörsdorf, er trat erst als bestellter Minister der Partei bei. SaarForst ging an den Start und wir alle wurden streng nach unseren Umsatzerlösen beurteilt. Gute Förster – viel Ertrag, schlechte Förster – Quartalsgespräch beim Abteilungsleiter. Aber was war mit Forschung, Monitoring und Informationsmanagement? Das musste durch das Land in jedem Einzelfall beauftragt werden und damit waren wir Mitarbeiter der Spielball politischer Akteure. Niemand beherrschte mehr die literarische Gattung der Drittmittelanträge, Gelder blieben aus und um Projekte halbwegs vernünftig durchzuführen waren oft mehr Arbeitsstunden erforderlich, als die fachfremden Planer aus der Politik uns zugebilligt hatten. So kam der Bereich der Forschung zum Erliegen, nur laufende, langfristige Projekte wurden noch irgendwie bedient.

Mit der Änderung der Rechtsform hin zum Landesbetrieb wurde auch eine neue IT eingeführt. ProForst hiess das Produkt. Ich wechselte zur allgemeinen IT, das

Konfigurieren, Ausrollen, Schulen und Betreuen der 50 Systeme war ein Knochenjob. Meine Knochen, besonders die im Rücken teilten diese Ansicht. Zur neuen IT gehörten auch drei in glänzender Folie, mit wertigen Hologrammen verpackte Softwarepakete. Mapinfo, ein vollwertiges Geoinformationssystem. GIS, das war ein Bereich, der im SaarForst einer speziellen Firma vorbehalten war, die sich mit der Produktion guter Papierkarten einen Namen gemacht hatte. Die IT-Abteilung wollte die GIS-Integration, die Forstplanung weiterhin Karten auf Papier bestellen.

GIS, Karten und der Schmutz

Schliesslich erging an die Firma der Auftrag, alle Daten vektorisiert, attribuiert und in einer vorgegebenen Struktur zu übergeben. Der Auftrag lag im unteren, sechsstelligen DM-Bereich. Übergeben wurden statt dessen georeferenzierte Druckdateien bunter Revierkarten. „Sachlich und rechnerisch richtig“ war ohne Rückversicherung vom Betriebsleiter gezeichnet, die Rechnung angewiesen, das Ergebnis für mich unbrauchbar. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, doch noch an nutzbare Daten zu kommen, informierte ich die GIS-Beauftragte des Ministers und die Sache nahm ihren Lauf. Nacharbeiten des Auftrages brachte kein Ergebnis, ein neuer Auftragnehmer musste von vorne anfangen. Aus heutiger Sicht war es nicht der Geschäftsführer der Firma, der formal die Verantwortung für die Geschehnisse trug, sondern der dortige Projektleiter, zusammen mit dem SaarForst-Kollegen. Die Abrechnung nicht erbrachter Leistungen über Jahre hinweg hatte ein Ende. Vorteile für mich als Whistleblower gab es nicht, im Gegenteil. Meine Arbeit sei zu ineffizient, zu teuer und in weiten Teilen überflüssig gab mir der danach amtierende Betriebsleiter zu verstehen. Also Zeit für mich, sich nach etwas Neuem umzusehen.

Ausschau nach etwas Neuem

Ich war verheiratet, die Ehe scheiterte und für mich war klar, auch weiterhin im ausgewogenen Wechsel mit meiner früheren Frau für meine beiden 1992 und 1995 geborenen Kinder zu sorgen. Familienfreundliche Arbeitszeiten, Homeoffice oder auch das eine oder andere Mal mit den Kindern im Schlepptau zur Arbeit zu kommen, das war bei Saarforst stets möglich. Inoffiziell, denn laut der Gleichstellungsbeauftragten waren Regelungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie speziell zur Förderung von Frauen geschaffen worden und demzufolge nicht auf Männer anwendbar. Eine Klage dagegen wäre vermutlich erst entschieden worden, als die beiden erwachsen waren. Es herrschte ein offener Sexismus, auf beiden Seiten. So waren auch im kollegialen Umgang sexualisierte Bemerkungen von den Leitenden her vorgelebte Praxis.

Der Wunsch nach beruflicher Neuausrichtung wurde schon bald durch Änderung der Rahmenbedingungen vorangetrieben. Consultingunternehmen hatten ermittelt, dass es zu viel Personal in der Landesverwaltung gab und dass der Überhang enorme Kosten

verursachte, die es zu minimieren galt. In einigen Bereichen trat aber Personalmangel auf und um hier einen möglichst reibungslosen Wechsel zu ermöglichen, wurde das Personalservicecenter, kurz PSC oder auch „der Pool“ genannt, geschaffen. Auch als Beamter brachte es Nachteile, im PSC zu landen. Kein Schutz durch eine Personalvertretung und auch die Verpflichtung, jedwede zumutbare Arbeit anzunehmen. War man aber politisch gut vernetzt, so war es durchaus möglich an allen Auswahlkriterien vorbei für attraktive und gut dotierte Stellen aus dem Pool gefischt zu werden.

Das Biosphärenreservat

Ein neues Schutzgebiet war in Ausweisung, das Biosphärenreservat Bliesgau. Ich nahm Kontakt zum Projektleiter auf und hatte sofort das Gefühl, dort im Team willkommen zu sein. Die Bewerbung war eher eine Formsache. Mit reichlich Literatur eingedeckt ging ich in den etwas verkürzten Sommerurlaub 2005. Zum Unterschreiben sollte ich einfach mal zwischendurch nach kurzer telefonischer Terminabstimmung beim Ministerium vorbei kommen. Ich kam vorbei, der Personalchef stand auf, ging schnell auf mich zu und sagte: „Ich mache es kurz, aus der Sache wird nichts.“ Jemand hatte auf Einstellung auf eine ganz andere Stelle geklagt und war auf dem besten Weg, den Prozess zu gewinnen. Da das Land aber ungern vor Gericht verliert, kam es zum Vergleich und besagter Kollege durfte sich etwas wünschen. So war ich unvermutet doch in den Pool geplumpst und wurde von SaarForst weiter beschäftigt. Mein Gehalt zahlte die Staatskanzlei, so blieben mir wenigstens die ständigen Rechtfertigungen wegen ausbleibender Umsatzerlöse erspart.

Dienstszitz wurde die Waldarbeitsschule Eppelborn und am ersten Tag fuhr ich mit einem Pickup durch die Lande um mir aus einer aufgelösten Dienststelle Büromöbel und die notwendigste Ausstattung zu besorgen. Die Tätigkeiten an der Waldarbeitsschule waren durchaus interessant. Bildung für nachhaltige Entwicklung, Verkehrssicherung und die Kartierung von Gewässern für die EU-Wasserrahmenrichtlinie um nur einige zu nennen. Es war aber immer ein Berufsleben auf Abruf. Der Abruf kam vom neuen Personalchef von SaarForst.

Zurück in Amt – und Würden?

Der Zertifizierer FSC verlangte eine digital als Geodatensatz vorzulegende Biotopkartierung. Knut Sturm aus Lübeck hatte seit den 1980ern daran gearbeitet. Seinerzeit richtungsweisend war die Systematik 20 Jahre später veraltet, die Kartierungsarbeiten wurden irgendwann nicht mehr fortgeführt. Und so suchte ich die Objekte aus Tabellenbänden zusammen und verortete sie so gut es ging über Orthofoto und Geländemodell unter Zuhilfenahme der örtlich zuständigen Kollegen. Fachlich war das eine alles andere als saubere Vorgehensweise und Vieles war schlicht weder plausibel

noch im Gelände auffindbar. Aber FSC akzeptierte den Datensatz, er ist sogar heute noch im Geoportal abrufbar. Andere GIS-Projekte folgten.

Allem voran die Anfahrpunkte für Rettungsfahrzeuge. Das Rettungswesen im Saarland wurde gerade neu aufgestellt und ich lernte viel über das Blaulichtmilieu, über Hilfsfristen, Gebietseinteilungen und Zielbereichsfolgen. Für den Leiter der neuen Rettungsleitstelle konnte ich eine solide GIS-basierte Grundlage liefern. Wir verstanden uns auch persönlich auf Anhieb. Ich lieferte weit über die Forstrettungspunkte hinaus Karten, Software und Auswertungen, er ging damit in die Gremien und dort wurde oft sehr hart gefochten. Schliesslich durfte ich mein Projekt vor der Innenministerin und der versammelten Feuerwehrprominenz des Saarlandes vorstellen. Aber an jenem Donnerstagabend redete ich gegen eine Wand aus verschränkten Armen und schüttelnden Köpfen. Die gefühlte zentrale Gängelung über die Integrierte Leitstelle traf auf Ablehnung, das wohl ebenso gefühlte lokale Einsatzwissen sollte jedem Routingalgorithmus überlegen sein. Die Ministerin brach den Vortrag ab und forderte kurzfristig alle Argumente gegen die Rettungspunkte schriftlich vorzulegen. Mit mulmigem Gefühl fuhr ich nach Hause. Eine Woche später fasste ich den Mut und rief im Vorzimmer von AKK an, wo bereits eine Nachricht auf mich wartete. „Es gab keine Gegenargumente, das Projekt wird fortgeführt wie geplant.“

Spannende Projekte

Der Umweltminister wünschte sich ein Buch über den Wald im Saarland, einen Bildband und ich durfte daran mitarbeiten. „Wald.Mensch.Heimat im Saarland“ war der Titel. Neben der technischen Koordination und vielen Fotos stammte das Kapitel über Holznutzung aus meiner Tastatur. Einen weiteren Bildautor kennen wir alle. Konrad Funk.

Die Leitung der für Personal zuständigen Abteilung beim SaarForst hatte gewechselt und ich bekam die Funktion des Fachbereichsleiters GIS und gleich dazu einen ganz konkreten Auftrag. Den Aufbau eines praxistauglichen GIS für SaarForst. In diese Zeit fielen auch Projekte auf Bundesebene, bei denen ich das Saarland vertreten durfte. Der Bundesarbeitskreis forstliches GIS, die Bundeswaldinventur, die Waldzustandserhebung und die Waldaufnahme zur Bodenzustandserhebung. Diese Gremien hatten für mich den angenehmen Effekt, dass ich mich aus dem saarländischen Tagesgeschäft zeitweise ausklinken konnte, es gab Dienstreisen, viele spannende Begegnungen mit anderen Kollegen und Fachleuten und niemand konnte von mir verlangen, sinnvolle Dinge besser nicht oder – was oft noch schlimmer war – unqualifiziert zu erledigen.

QGIS, ein Geoinformationssystem für Alle

So bekam ich auch einen Überblick über die GIS-Lösungen anderer Forstverwaltungen, die meist einem ähnlichen Schema folgten. Grosse Firmen bekamen den Auftrag, fokussiert auf die Alltagsaufgaben der Förster zugeschnittene Systeme zu entwickeln, die auf teuren Lizenzprodukten basierten. „Closed Systems“, die kaum Flexibilität besaßen, dazu die Abhängigkeit von der Lieferfirma und den Lizenzgebern. Schon wegen des bescheidenen Budgets sollte im Saarland ein anderer Weg beschritten werden. Nachdem ich die eine oder andere Variante geprüft hatte, fiel mir eine Lösung des Steiermärkischen Forstvereines ins Auge, die auf das damals noch recht neue QGIS aufsetzte und QGIS war nicht nur Open source, sondern fasste unter einer einheitlichen, sehr professionell gestalteten Oberfläche hunderte weiterer Werkzeuge zusammen, deren Benutzung sonst allenfalls IT-Fachleute beherrschten. QGIS tauchte beim IGN, der französischen Geografiebehörde auf und auch ein Kollege der Vermessungsverwaltung nebenan hatte sich schon tiefer damit befasst. Seine Expertise war entscheidend um QGIS ganz offiziell in den Softwarepool des Landes aufzunehmen.

Was aber nützt eine sehr gute Software, wenn keine brauchbaren Daten zur Verfügung stehen? In dieser Situation trat die neu verabschiedete INSPIRE-Richtlinie der EU auf den Plan die besagte, dass wesentliche Geofach- und Basisdaten im Internet zu veröffentlichen sind. Bislang gehütete und teuer verkaufte Datensätze mussten nun aufgearbeitet und als Webdienst bereit gestellt werden. Natürlich hatte QGIS die nötigen Schnittstellen, die menschlichen Schnittstellen waren das grössere Problem. Eine Kollegin der Landesvermessung, die dieses dicke Brett zu bohren hatte, schaffte es mit Charme und Nachdruck, tausende Dateien einzusammeln und ins neu geschaffene Geoportal zu stellen. Bei ihr rannte ich offene Türen ein, die forstlichen Daten gleich mit zu integrieren. Die Führung von SaarForst war eher skeptisch und liess mich wissen, man würde bei einem erwarteten Rechtsstreit die Sache als nicht abgestimmte Aktion meinerseits darstellen. Dem konnte ich aber gelassen entgegensehen, die Kollegen in Frankreich hatten diesen Weg bereits beschritten und die Umsetzung einer EU-Richtlinie auf Länderebene schien mir auch juristisch ein sicheres Territorium zu sein. Es war im Mai 2013 als ich vor dem Bundesarbeitskreis forstliches GIS in Karlsruhe die online-Nutzung der öffentlich verfügbaren SaarForst-Daten mit QGIS präsentieren durfte. Kein anderes Bundesland hatte das bis dahin realisiert. Und es war der gleiche Sitzungssaal, in dem ich 35 Jahre zuvor als Bewerber für den gehobenen Forstdienst in Baden-Württemberg gescheitert war.

Nachdem nun die Punkte Software und Daten geklärt waren, blieben noch die Schnittstelle zu unserer betrieblichen Software ProForst zu realisieren und die möglichst nutzbringende Einbindung in die betrieblichen Prozesse zu organisieren. Um den ersten Punkt kümmerte sich unser Softwarehaus, nicht ohne jedes Murren, denn die Lizenzierung deren eigener Produkte war ja dadurch obsolet. Die Leitung von SaarForst ordnete an, dass alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Bürotätigkeiten eine halbtägige GIS-Schulung zu absolvieren hatten, was auch umgesetzt wurde. Als Gäste waren auch zwei Kollegen aus

unserem Nationalpark-Starterteam dabei. Die elektronische Abfuhrkarte war die erste Anwendung. Indes blieb die Akzeptanz bei den Kollegen weitgehend aus. Nur sechs Revierleiter bauten das Werkzeug in ihre Arbeitsabläufe ein, die grosse Mehrheit lehnte es unter Hinweis auf überbordende Arbeitsbelastung ab. Das persönliche Einweisen der Holzfuhrlaute wollte man sich als ureigenste Revierleitertätigkeit nicht aus der Hand nehmen lassen. Das änderte sich allerdings in jüngster Zeit durch vielfältige Personalwechsel.

Um 2010 wurde die Idee eines gemeinsamen, saarländisch-rheinland-pfälzischen Nationalparks geboren. Die Anfänge waren so etwas wie eine geheime Kommandosache. Vertreter der Ministerien trafen sich, steckten die Rahmenbedingungen und vor Allem die möglichen Flächen ab. In frühen Papieren war noch von „Hochwald-Idarwald“ die Rede, also von Otzenhausen bis nach Rhaunen. Dann folgte eine Phase, die eher an eine Geschäftsordnungsdebatte in dem bekannten gallischen Dorf erinnerte und schliesslich hatten sich die Gremien soweit selbst organisiert, dass die Idee in mehrerer Hinsicht Gestalt annehmen konnte. Und zur kartografischen Umsetzung der zahlreichen Entwurfsstände benötigte man in beiden Ländern je einen Mitarbeiter mit GIS-Kompetenz. In Rheinland-Pfalz war das Thomas H. von der Forsteinrichtung, im Saarland fiel die Wahl auf mich. Das schmeckte meinem Arbeitgeber SaarForst nicht so recht, denn für mein Wirken floss kein monetärer Ausgleich. Das saarländische Ministerium bestand aber darauf und so legten wir los. Das war sehr gut durchorganisiert. Die Gremien arbeiteten und ein dazu bestimmter Ansprechpartner im Ministerium teilte mir die Arbeitsaufträge mit. Die Ergebnisse stellte ich in die SaarForst-Cloud und führte eine nahezu täglich aktualisierte Liste mit den Links. Nach der Freigabe durch unser Ministerium wurde diese Linkliste von dort an die Gremien verschickt. Das Starterteam in Birkenfeld nahm seine Arbeit auf und bei einer gemeinsamen Besprechung mit der saarländischen Landesvermessung machte ich die Bekanntschaft von Markus, der im Starterteam für die Bereiche GIS und IT verantwortlich zeichnete. Uns verband nicht nur unsere Vorliebe für OpenSource-Programme, sondern auch die Arbeitsweise, nämlich Lösungen komplett durchzustrukturieren und dann eigenhändig umzusetzen. Besser wäre vielleicht das Wort „eigen-köpfig“, denn jeder musste in seinem Land dafür sorgen, dass die Rahmenbedingungen eben nicht von forstüblichen Zwängen und Gepflogenheiten geprägt waren, sondern uns in der Sache weiter brachten. Im Jahr 2014 wurde der Staatsvertrag zum gemeinsamen Nationalpark unterzeichnet, offizielles Gründungsdatum war der 23. Mai 2015. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ganz andere Sorgen.

Das Sondereinschlagsprogramm und der Knall

Die Holzpreise waren signifikant gefallen. Klassische öffentliche Forstbetriebe würden jetzt den Einschlag zurückfahren. Einerseits um die Holzvorräte zu schonen, andererseits um den Markt zu entlasten. SaarForst tat das Gegenteil, denn die „Schwarze Null“ in der Jahresbilanz war heiliges Gesetz. Sinkenden Holzerlösen musste eben mit Mehreinschlag begegnet werden und dazu wurde ein Sondereinschlagsprogramm beschlossen. Laub-

Starkhölzer sollten noch im Spätsommer in grossem Stil fallen. Einer unserer besten Forstwirte verliess uns, nach eigenen Worten wollte er für diesen Unsinn nicht seine Gesundheit riskieren. Statt dessen traten Einschlagsunternehmer aus Südosteuropa auf den Plan. In dieser Situation sollten das Netz der Rettungspunkte und die daran anknüpfenden Prozesse in optimalem Zustand sein, ich war verantwortlich und kalkulierte dafür zwei Arbeitswochen ein. Die wurden nicht genehmigt. Null. Kein Aufwand. Das wollte ich nicht hinnehmen und möglicherweise war es, weil an diesem Tag mein Vater verstarb, fasste ich den Entschluss und schrieb unseren Minister persönlich an. Schon für wenige Tage später bekam ich einen Termin beim Staatssekretär, zusammen mit dem Betriebsleiter. Ich war erleichtert, doch was dann kam sollte mein Leben verändern. Ich wurde eine dreiviertel Stunde lang vom Staatssekretär angebrüllt, mit strafrechtlichen Konsequenzen bedroht und aufgefordert, das Netz der Rettungspunkte sofort komplett abzubauen. Der Betriebsleiter sass daneben und nickte meist stumm. So irrational und auch gesetzwidrig die Weisung auch war, als Beamter blieb mir keine Wahl. Noch am selben Nachmittag löschte ich die Informationen aus dem Webauftritt und informierte die betroffenen Kollegen der anderen Ministerien. Die wiederum benachrichtigten ihre politische Ebene und der Konflikt landete auf der interministeriellen Ebene. Mir wurde ein Disziplinarverfahren angedroht, Preisgabe dienstlicher Geheimnisse. In aller Stille hätte ich das System deaktivieren sollen. Mein Vorgesetzter modifizierte die Weisung dann in einer Art, die mich noch mehr schockierte. Ich sollte die Daten der Rettungspunkte so filtern, dass nur noch Einsätze im Staatswald danach durchzuführen wären. Technisch ergab das keinen Sinn. Der Denkansatz dahinter sprach Bände.

Drei Wochen dauerte der anschliessende Sommerurlaub, mit viel Zuwendung meiner Partnerin und schönen Erlebnissen. Meine Knie zitterten und in meinem Kopf kreisten die Gedanken ständig um den Konflikt. Nach dem Urlaub ereigneten sich im Sondereinschlagsprogramm unabhängig voneinander zwei tödliche Arbeitsunfälle. Die Opfer waren Bulgaren und familiär miteinander verbunden. Das Rettungspunktenetz kam nicht zum Einsatz, die beiden Männer waren auf der Stelle tot. Dennoch wurde die Organisation der Rettungskette im Rahmen der Ermittlungsverfahren geprüft. Ich ging zum Anwalt und zum Arzt. Ersterer sorgte mit einem einzigen Schreiben dafür, dass das Disziplinarverfahren nicht erst eröffnet wurde. Der Arzt schickte mich in den Krankenstand und dieser sollte rund zehn Monate dauern. Diese Zeit nutzte ich.

Auszeit und Neuorientierung

Per Rad und Auto streifte ich durch die Region, aktivierte alte Kontakte, immer auf der Suche nach einer neuen beruflichen Perspektive. Dazwischen arbeitete ich mich in aktuelle Softwaretechniken ein, wollte auf der Höhe der Zeit sein. Ich bekam viel Zuspruch, jedoch ergab sich keine wirkliche Chance auf einen Wechsel meiner Arbeitsstelle. Regelmässig schaute ich in meine dienstlichen Mails, telefonierte dann und wann mit Kollegen und erledigte aus der Deckung heraus sogar Datenmeldungen an den Bund und die EU. Im Frühjahr 2016 erreichte mich so auch eine Mail aus dem

Nationalparkamt. Markus Klein fragte an, ob ich dort nicht einen Vortrag über QGIS halten könne. Das brachte mich in eine Zwickmühle. Krankenschein und dann mal eben als Referent über die Landesgrenze fahren, das ging nicht. Mein Arzt stärkte mir den Rücken und deklarierte es als „sozialen Belastungstest im Rahmen der Rückführung in den Arbeitsprozess“. So fuhr ich gleich an drei Tagen zum Nationalparkamt, erlebte wieder viel Zuspruch und setzte einen dauerhaften Wechsel nach Birkenfeld ganz oben auf meine Wunschliste.

Auch im saarländischen Ministerium machte man sich Gedanken über meine künftige Verwendung und es kam zum unvermeidlichen Personalgespräch. Nationalpark, Forschungsanstalt für Waldökologie und Forstwirtschaft Rheinland-Pfalz in Trippstadt oder irgendeine Stelle im öffentlichen Dienst des Saarlandes, die zu meinem Profil halbwegs passen würde, das waren die Karten auf die ich setzte. SaarForst keinesfalls mehr und diese Position konnte ich gut dokumentiert untermauern. Für meine erste Präferenz erhielt ich unerwartet Rückenwind von demjenigen Referenten, der auch für den Nationalpark zuständig war. Ein kurzer Anruf aus der Besprechung heraus bei der Nationalparkleitung ergab grünes Licht, ich bekam eine Abordnung zunächst für sechs Monate in den Hunsrück.

Neubeginn im Nationalparkamt

In der Nacht vor meinem ersten Arbeitstag in Birkenfeld schlief ich schlecht. Was würde mich erwarten? Planänderung wegen privatem Bauvorhaben, Hubschrauber, Sperrmüll holen per Pickup oder wieder ein trockenes „Daraus wird nichts“? Jedenfalls war ich auf alle möglichen Eventualitäten vorbereitet, hatte Putzzeug, Werkzeug, Schreibzeug, Wechselklamotten, einen neuen Laptop, eine Kiste mit Netzwerkkomponenten und genug Proviant im Kofferraum. Mein neuer Chef legte seine hohe Stirn in Falten und stellte die eher rhetorische Frage: „Was denken Sie, wo Sie hier hinkommen?“ In der Tat, bereits im Vorfeld hatte ich per Post einen dicken Umschlag mit wohlgeordneten Unterlagen bekommen und an meinem neuen Arbeitsplatz stand eine leistungsfähige Workstation, Schreibtisch und die übrige Ausstattung liessen keine Wünsche offen. Ich wurde herumgeführt, vorgestellt und am Feierabend schwirrte mein Kopf vor Namen und Eindrücken. Eine Woche später ging mein Chef in Urlaub, ich hatte die Verantwortung und den Zettel mit dem Admin-Passwort im Geldbeutel.

Einen Monat später startet das Projekt „Wegeplan“. Die Projektleiterin Vera Schmidt und ich verstanden uns gut und hatten eine sehr effiziente Arbeitsteilung. Ich lieferte Karten, Fakten und Analysen, Vera ging damit in die Gremien, wo polternde Behauptungen der meist kommunalen Vertreter einem sofortigen Faktencheck unterzogen wurden, den sie dann unmittelbar in den Dialog einbrachte. Ich lernte überhaupt neue politische Umgangsformen kennen. Rheinland-Pfalz hatte nie eine wirkliche Kommunalreform erlebt, ehrenamtliche Vertreter kleiner Gemeinden drifteten, so kam es mir vor, zwischen

Überforderung, dem Kampf um die Rolle des Alphamännchens und lokalen Partikularinteressen hin und her.

Rechtzeitig vor dem Ende der sechs Monate setzte sich die Nationalparkleitung erfolgreich für eine unbefristete Abordnung ein, eine kluge Lösung für die Zahlung meines Gehaltes inbegriffen. Ich war angekommen in diesem Team aus Jungen, Alten, Männern, Frauen, unterschiedlichen Disziplinen, ein buntes, hoch motiviertes Völkchen und mir schien, dass nicht wenige von ihnen irgend eine Macke hatten. In diesem Arbeitsbiotop fühlte ich mich wohl, es kamen spannende Projekte, bei denen ich viel von meinen bisherigen Kenntnissen und Erfahrungen als nicht ganz alltäglicher Förster einbringen konnte und, auch das war neu, ich wurde gehört, konnte die Dinge auch umsetzen. Wie bei vielen Kolleginnen und Kollegen waren Spezialkenntnisse Einzelner eine notwendige Voraussetzung um als Ganzes erfolgreich zu sein.

Bizarres gab es aber auch. Ranger erbrachten Spitzenleistungen in kommunikationsloser Selbstorganisation, der Traum von einem gehobenen, urban geprägten Besucherpublikum von weit weg wurde voll ausgelebt, befeuert von Hochglanz-Marketingagenturen. Nicht zuletzt galt auch eines der legendären Gesetze des Wilden Westens. Es ist niemals gut, wenn jemand zuviel weiss, z.B. wieviele Jagdeinrichtungen wir haben, wo sie stehen und natürlich auch wer darauf sitzt. Aber niemals stand ich vor einem Problem, das für mich alleine nicht lösbar war. Hilfe war stets zur Hand.

Und viel Schönes gab es. So meldete sich ein Student bei mir. Er hatte meine QGIS-Unterlagen im Netz entdeckt und wollte bei mir ein Praktikum absolvieren. Auch das machte das Nationalparkamt möglich. Mir fehlte allerdings die Zeit, mich ausreichend um den jungen Mann zu kümmern. Heute ist er beim SaarForst Landesbetrieb für Geoinformationssysteme zuständig.

Ein Nationalpark ist kein isoliertes Gebilde, wo Natur Natur sein darf, das wurde bereits beim Projekt Wegeplan überdeutlich. Es gibt kommunale Strukturen, Landkreise, Feuerwehren, Wasserwerker, Forschungseinrichtungen, den Umweltcampus und die Förster rundum in beiden Bundesländern. Mit der Zeit wuchs mein Netzwerk, denn in meiner Zuständigkeit für Geodaten galt es, vielfältige Informationen auszutauschen und natürlich die jeweiligen Bedürfnisse zu verstehen und die des Nationalparks zu vermitteln. Für all das gab es hinreichend Zeit und Freiräume. Das Paradigma früherer Jahre, für jedwede Aktivität am Ende des Tages eine möglichst hohe Rechnung zu stellen, lag nun hinter mir. Den Wert von funktionierenden Netzwerken kann man auch nur schwer in Euro ausdrücken.

Trotz der Pandemie ab 2020 kam ein weiterer Aspekt hinzu, der Aufbau eines Datenfunknetzwerkes in Zusammenarbeit mit dem Umweltcampus und der Verbandsgemeinde Birkenfeld. Mit Studenten in wechselnden Zusammensetzungen planten, bauten und testeten wir die Technik. Nach kurzer Zeit liess mir der zuständige Professor freie Hand. Das adelt nicht nur, sondern bringt auch die Verpflichtung mit sich,

nur abgesicherte Fakten und Arbeitstechniken auf der Höhe der Zeit zu vermitteln. Das Ergebnis, die „Birkenfelder Box“, eine wetterfeste, solarbetriebene Kiste in der sich elektronische Geräte unterbringen und autark in Wildnisgebieten betreiben lassen, war vom Prinzip her nichts Besonderes. Handwerklich kluge Lösungen, die meisten Teile aus dem Baumarkt, an einem Tag zu bauen und mit zwei Leuten in zwei Stunden aufzustellen. Die Bauanleitungen wurden mehrfach veröffentlicht und gerne hätte ich weitere Projekte dieser Art durchgeführt. Indes sanken die Studierendenzahlen nach der Pandemie und andere Betriebe machten eben bessere Offerten. Das Funknetz nach dem LoRaWAN-Standard deckt heute die Nationalparkregion fast vollständig ab. Jeder kann es kostenfrei mitnutzen und die Betreiber der Infrastruktur haben einen Vorteil daraus, dass ihre eigenen Investitionen überschaubar bleiben, der Nutzen aber Allen zu gute kommt.

Der Ausklang

Irgendwann ist Schluss. Auch hier bewies das Nationalparkamt Weitsicht und so kam 2023 Anna-Maria als Auszubildende zum Beruf der Geomatikerin ins Team. Sie wird nach meinem Ausscheiden viele Dinge übernehmen. Und es kam Miriam, derzeit noch Studentin der Geoinformatik. Wenn alles gut läuft, und da bin ich zuversichtlich, kann sie künftig auch die richtig anspruchsvollen Dinge stemmen. Es bleiben die Felder, persönliche Netzwerke zu pflegen und die praktische Elektronik. Auch hier werden sich Lösungen finden und vielleicht auch Verschiebungen ergeben, die nicht unbedingt negativ sein müssen. Für das eine oder andere Projekt werde ich, sofern gewünscht, im eingeschränkten Rahmen zur Verfügung stehen. So steht also einem entspannten Ruhestand nichts entgegen.

Epilog

Vieles ist mir in den vergangenen fast 46 Jahren geglückt, ein paar Sachen sind schief gegangen und leider flossen auch viele Stunden, Tage und Monate in Projekte, die dann schlicht im Müll gelandet sind. Vielleicht ist das eine ganz normale Bilanz und vielleicht erinnert sich auch der eine oder die andere an Anekdoten, bei denen ich am Ende dumm aus der Wäsche geschaut habe. Sie dürfen gerne weiter erzählt werden.

Der Moment der Rückschau auf ein ganzes Berufsleben sollte aber auch anderen Gedanken Raum geben. Meine Generation hat in einer Zeit gewirkt, deren gesellschaftliches Umfeld vom NATO-Doppelbeschluss von 1979 über das Ende des Kalten Krieges bis zum bewaffneten Konflikt in Europa und dem aktuellen weltweiten Verfall politischer Umgangsformen reicht. Unzählige berufliche Rahmenbedingungen haben sich geändert, nie aber das Selbstverständnis, dass öffentliche Bedienstete, sofern sie ihre Arbeit einigermaßen korrekt verrichten, aus politischen Launen heraus entlassen werden oder Repressionen zu fürchten haben. Genau das ist aber Kolleginnen und Kollegen in den USA und ja, in deren Nationalparks passiert. Was würden wir, jeder und jede Einzelne also tun, wenn diese Zustände auch in nicht so sehr ferner Zukunft bei uns einziehen würden? Überlegen wir also nach unserem persönlichen Plan B und lasst uns wachsam sein, dass wir diesen nie werden umsetzen müssen.
